

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen

Liebe Gemeinde,

Heute ist es eine Geschichte aus dem Alten Testament, über die ich predigen darf. Und weil die ganz außergewöhnlich lange ist, möchte ich sie Ihnen erzählen. Wer sie später nachlesen möchte: sie findet sich im 24. Kapitel im 1. Buch Samuel.

David, der Hirtenjunge, war der Held der Stunde. Wie er den Goliath besiegt, nur mit einer Steinschleuder und ein paar Kieselsteinen den Riesen gefällt hatte, davon erzählten sich die Leute landauf, landab. Ein Teufelskerl, dieser David.

Aber da gab es einen, den das ziemlich nervte. Dem König Saul gefiel dieser Hype gar nicht, und er beschloss, der Sache ein Ende zu bereiten. Er rief seine Leute zusammen, ließ die Pferde satteln und machte sich auf den Weg, den David zu finden und gefangen zu nehmen.

Dazu musste er ihn erst einmal finden irgendwo, in den Bergen. Wochen war er unterwegs. Und weil auch ein König aufs Klo muss, zog sich Saul immer wieder zurück, um ungestört zu sein.

Das ist ihm einmal nicht so ganz geglückt, denn was er nicht wusste: hinten in der Höhle, die er sich an diesem Tag ausgesucht hatte, hatten sich David und seine Leute versteckt. Anscheinend hat der gute Saul an dem Tag ein bisschen gebraucht, denn David, so wird es erzählt, schleicht sich von hinten an den König heran, zieht sein Messer - und schneidet ein Stück vom königlichen Mantel ab.

Dann hat er sich wieder zurückgeschlichen, hat gewartet, bis der König fertig war und die Höhle verlassen hatte, ist mit seinen Leuten hinterher gelaufen und hat ihm dann vom Ausgang der Höhle nachgerufen. Das Stück Stoff in der Hand: „Siehst du, Saul, dass ich, David dich in der Hand hatte? Und ich habe dir nichts getan. Siehst du, dass ich nicht dein Feind bin?“

Liebe Gemeinde,

die Geschichte geht noch ein bisschen weiter, man könnte sie sich gut als Film vorstellen. So ein Abenteuerfilm aus dem Wilden Westen. Winnetou, der sich an Bleichgesichter anpirscht. Aber warum soll über eine solche Geschichte gepredigt werden?

Ich denke: weil sie ihre eigenen Antworten hat auf die Frage, um die es heute geht. „Wie geht das mit dem guten Miteinander von Menschen? Wie können wir das schaffen, friedlich zu leben, uns gegenseitig zu unterstützen und nicht zu schaden?“

Ein paar Antworten dazu haben wir ja heute schon gehört. Im Wochenspruch: „Ein jeder trage die Last des Andern.“ Und im Evangelium: Seid barmherzig. Richtet nicht und urteilt nicht. Sucht nicht nach den Fehlern des andern. Schau lieber nach dem Balken im eigenen Auge.“

In der Geschichte vom Stoffzipfel höre ich noch andere Antworten. Und die lauten: „Sei mutig. Sei klug. Habe Vertrauen. Und nimm dir nicht alles, was du haben kannst.“

Mutig war David, als er sich an den König herangeschlichen hat. Und noch mehr, als er ihm dann hinterhergerufen und sich ihm gezeigt hat. Denn in der Höhle hatte er sich mit ein paar Freunden versteckt. Saul dagegen war mit ein paar tausend Leute zu seiner Suchexpedition aufgebrochen. Da wäre es jetzt ein Leichtes gewesen, David und seine Leute gefangen zu nehmen.

Klug war er, weil er die Gelegenheit erkannt hat. Gut möglich, dass mancher seiner Männer sein Schwert auch schon gezückt hatte. Und nicht nur dazu, um einen Zipfel eines Mantels abzuschneiden. War nicht das die Gelegenheit, den alten König aus dem Weg zu räumen? David erkennt die Chance zu etwas anderem. Er streckt die Hand aus: „Siehst du, dass ich dir nichts Böses will?“ Friede wird möglich.

„Der Herr ist mein Hirte. Mir wird nichts mangeln“ So fängt der berühmte Psalm Davids an, den wir alle mal gelernt haben. In diesem Geist des Vertrauens ist es ihm möglich, sich so in Gefahr zu begeben. „Gott ist mit mir, deswegen will ich es wagen, dem Saul so ungeschützt gegenüberzutreten.“

„Gott ist mit mir, er wird mich auf meinen Wegen begleiten.“ In diesem Vertrauen konnte David auch darauf verzichten, sich mit Gewalt zu nehmen, was nun so greifbar nahe vor ihm lag. Zum künftigen König hatte ihn der Prophet Samuel da schon gesalbt. Die Gelegenheit wäre jetzt günstig gewesen. Aber David hatte erkannt: das wäre ein schneller Weg gewesen, aber kein guter.

„Seid mutig. Seid klug. Habt Vertrauen. Und rafft euch nicht alles zusammen, was ihr kriegen könnt“ - Das wären eigentlich auch heute schöne, einfache Regeln, die uns in unserer Zeit dabei helfen könnten, gut miteinander zu leben.

Aber woher den Mut nehmen, wenn's so vieles gibt, was einem Angst machen kann? Die Kriege überall, die dauernden Veränderungen, die so vielen Menschen das Gefühl geben, nicht mehr durchzublicken, abgehängt zu sein. Die täglichen Meldungen von Überschwemmungen, Hitzewellen und lang anhaltenden Dürren?

Wie kann man heute klug sein, wenn keine Meinung unwidersprochen bleibt, es zu jeder Behauptung auch die Gegenteilige gibt? Wenn Experten sich widersprechen und man nicht mehr weiß, ob man im Internet gerade eine neue Lüge liest oder doch mal die Wahrheit?

Wenn es so gar keine Gewissheiten gibt, die nicht von irgendwoher in Frage gestellt werden, wie und zu wem soll man da Vertrauen haben, außer vielleicht zur eigenen Familie und vielleicht den besten Freunden?

Und sich nicht nehmen, was man kriegen kann? Kann das tatsächlich ein Rat zum guten Leben sein, wenn große Unternehmen mit Slogans werben wie: „Ich bin doch nicht blöde“ oder „Unterm Strich zähl' ich“, weil Geiz angeblich geil ist? Zugegeben, sowohl Media Markt als auch die Postbank verwenden mittlerweile ande-

re Worte für ihre Werbekampagnen, aber ich glaube, die alten Slogans treffen recht gut die Atmosphäre, in der wir alle leben, unter der wir oft auch leiden. Und da nicht mitmachen, – kommt man da nicht automatisch zu kurz?

„Seid mutig. Seid klug. Habt Vertrauen. Und rafft euch nicht alles zusammen, was ihr kriegen könnt“ - wenn also das die Wegweiser zum guten, versöhnten Leben sind, die uns die alte Geschichte von David mitgeben will, dann stellt sich die Frage, wie wir es schaffen können, uns an denen tatsächlich auszurichten.

Meine Antwort dazu fängt so an: Wir leben, was wir glauben. Oder, mit Martin Luther: wir leben nach dem, woran unser Herz hängt. Was unser Gott ist.

Wir leben, was wir glauben – mancher mag denken, das ist ein mutiger Satz. Gerade in diesen Zeiten, gerade in einer Kirche. Die sieht sich ja aktuell immer wieder Vorwürfen ausgesetzt, nach der ihre Vertreter das eben nicht tun. Den Glauben zu leben, den sie verkünden.

Aber ich denke: da liegt das Problem nicht darin, dass Glaube und Leben auseinanderfallen, sondern dass der behauptete und der tatsächliche Glaube nicht dasselbe sind. Dass das Herz an etwas hängt, an dem es nicht hängen sollte. Dass ein Abgott im eigenen Leben ist, der nicht genannt werden darf.

Das geht nicht nur Kirchenmenschen so, dass das Herz an etwas hängt, an dem es nicht hängen sollte. An Götzen, die nicht glücklich machen.

Wer ist schon gerne egoistisch? Wer nutzt schon leichten Herzens die Fehler von anderen aus? Wer bricht gerne sein Wort? Wer ist schon glücklich damit, dass er intime Beziehungen zu Menschen auf Augenhöhe nicht hinkriegt, sein Herz stattdessen an Kindern hängt?

Oder: wie oft mögen Politiker Entscheidungen treffen, über die sich nicht glücklich sind, von denen sie aber glauben, anders sei es nicht möglich?

Um noch mal Martin Luther zu zitieren: wir leben nach dem, was unser Herz gefangen hält. Und das tut nicht immer gut. Uns nicht, anderen nicht, dem Miteinander nicht.

Deswegen macht das einen Unterschied. Was glauben wir? Wem vertrauen wir? Welchen Beziehungen geben wir Raum? An wem richten wir uns aus?

Wir glauben an Gott, den Schöpfer. Und an Jesus als Sohn, in dem uns die Liebe des Vaters begegnet. Und an den Heiligen Geist, Gottes Kraft in uns.

Jedenfalls bekennen wir das jedesmal, wenn wir gemeinsam das Glaubensbekenntnis sprechen; jedenfalls wollen wir das.

Und das meint zunächst: mutig in diese Welt gehen zu können. So bedroht und bedrohlich, so gespalten und fordernd sie uns auch entgegentritt – im Glauben an den Schöpfer dürfen wir immer wieder neu entdecken als seine Schöpfung, voll mit großen und kleinen Wundern.

Und das meint auch: klug und besonnen, orientiert leben zu können. Mit Augen,

die sehen können. Den Bruder im Anderen, die Schwester in der Fremden. Geschwister, in denen mir Gott begegnen kann, wenn ich mich denn einlasse auf Begegnung.

Das meint zum dritten: leben zu können im Vertrauen auf die Treue Gottes. Was uns verheißen ist, dass er mit seinem Geist bei uns sein will, das gilt heute und morgen, bis ans Ende der Tage. Nicht aus unserer Kraft, nein, aus seiner dürfen wir leben.

Und zuletzt meint das: wir können es wagen, auf unsere Ellbogen zu verzichten. Und vielleicht müssen wir es irgendwann gar nicht mehr wagen, weil wir erkannt und erfahren haben: worauf es wirklich ankommt in unserem Leben, was wirklich zählt: die Liebe anderer, den festen Grund einer Familie, die da ist, Freundschaften, die sich bewähren, wenn es besonders schwer ist: das alles muss ich mir nicht mit Ellenbogen erkämpfen. Das ist Geschenk, für das ich dankbar sein darf.

In diesem Vertrauen zu leben – das wäre gut zu leben. Und das muss wachsen. Wachsen in Achtsamkeit und Dankbarkeit. Deswegen singen wir heute die Lieder, die wir singen. Allzuleicht übersehen wir Spuren Gottes in unserem Leben, halten wir für selbstverständlich, was es doch nicht ist. Allzuleicht schweigt unser Herz, wo es doch dankbar singen könnte. Allzuleicht übersehen wir die Hand, die Gott uns entgegenstreckt.

Das ist schade. Das muss nicht so sein. Wenn uns die Augen aufgehen, dann ist das wie ein Wunder, dann ist das Geschenk. Aber ein bisschen ist es auch eine Sache der Übung.

Und deswegen: wenn wir jetzt gleich von den Spuren Gottes singen – vielleicht ist das dann ein guter Moment, um nach denen auch im eigenen Leben zu suchen. Dazu lade ich Sie ganz herzlich ein. Amen